

Norbert Trawöger

VOM SPRINGEN ÜBER DEN SCHATTEN, DEM ZUTRAUEN UND ANDEREN VERFÜHRUNGEN

Impulsvortrag zum Studientag „SCHULE GESTALTEN – FÜHREN ZWISCHEN PARTIZIPATION UND VERANTWORTUNG“, 19. November 2019, Schloss Puchberg

Vom „Springen über den Schatten, dem Zutrauen und anderen Verführungen“ habe ich vor einigen Monaten angesagt, hier und heute sprechen zu wollen. Ich beabsichtige es nach wie vor. Ganz im Sinne des brasilianischen Architekten Oscar Niemeyer – der sieben Tage vor Vollendung seines 105. Lebensjahres am 5. Dezember 2012 in Rio de Janeiro starb und doch vieles in seinem Leben vollendet hat, wie die Planung der Retortenhauptstadt Brasilia. Er dachte, sagte viel Anregendes und schrieb einmal: „Wir müssen unsere Ideen verwirklichen, reden alleine hilft nicht: Wir müssen uns aufs Spiel setzen und zeigen, was wir auf die Beine stellen können.“ So hat mich die Einladung ins Spiel gebracht, mir gehörig Beine gemacht und ich werde doch vorerst alleine reden.

Das Thema der Führung beschäftigt mich schon ein Leben lang, hatte ich doch Eltern, LehrerInnen, Chefinnen und Chefs, spielte in Ensembles und Orchestern, mit und ohne Anleitung, bin heute seit 1. März Künstlerischer Direktor des *Bruckner Orchester Linz* – eines der größten und erstrangigen Orchester Österreichs – leite seit mehr als 6 Jahren den *Kepler Salon* – das Lusthaus des Wissens und Diskurses der JKU, in dem jährlich 100 Veranstaltungen stattfinden – bin Vater von zwei Töchtern und war selber fast 30 Jahre Flötenlehrer. Im Zentrum meines Daseins empfinde ich mich als Spieler vom *Aufbruchsstimmungsspieler, Bauchgefühlspieler, Chamäleonspieler, Denkfehlerspieler, Einfallsreichtumsspieler, Glückseligkeitsspieler, Handumdrehenspieler, Insgeheimspieler, Jawortspieler, Kinderleichtspieler, Luftschlossspieler, Mucksmäuschenstillspieler, Nachtschattengewächsspieler, Ohrwurmspieler, Purzelbaumspieler, Querkopfspieler, Rambazambaspieler, Schönheitsfehlerspieler, Tapetenwechselspieler, Unterhaltungswertspieler, Vorstellungsvermögenspieler, Xerophilspieler, Yinyangspieler, bis zum Zukunftsmusikspieler* und vor allem bin ich *Flötenspieler*, das habe ich richtig studiert in Wien, Graz, Göteborg und Amsterdam, bevor ich viele Jahre später noch an der Universität Zürich ein Masterstudium für Führungskräfte in Kunst- und Kulturbetrieben an- und abgeschlossen habe.

Schön, dass Sie da sind, mir zuhören, denn ohne Sie bräuchte ich meine Stimme gar nicht erheben. Was wären wir ohne Du, das uns zuhört, das uns anspricht, das sich uns zuwendet, einem Du, in dessen Gesicht wir viel mehr lesen, als je in Worte fassbar ist. Schön, dass ich hier sein darf.

Apropos Verführung, darf ich Sie dazu verführen, mit mir zuallererst ein Stück vielleicht verführerischer Musik zu hören? Was es ist, wird den meisten von Ihnen vermutlich schnell klar sein, auch wenn es sich nicht um die Originalbesetzung und – gestalt handelt. Im gleichnamigen Film von 1984 räkelt sich Bo Derek nicht alleine atemlos in ihrer Bettstatt, aber das steht auf einem anderen Blatt, auch wenn man Bilder mitunter nicht so leicht aus dem Kopf bekommt.

1. Einspielung *Bolero* ohne Bild

<https://www.youtube.com/watch?v=aUeysGoPFTk>

Was ist es? Was ist zu hören? Wer spielt? Welche Instrumente? Wie viele MusikerInnen sind es? Wer steckt dahinter? Fehlt etwas? ...

2. Einspielung *Bolero* mit Bild

Was verrät uns das Bild? Was sehen wir? Das Bild zeigt uns die Organisation, die dahinter wirkt, um das zu hören, was wir gehört haben. Was diese Organisation zu erwarten? Wer führt? Nur Männer? Hört man das?

Es ist ein schönes Bild: ein Klangkörper auf einem Instrumentenkörper, ein Zusammenwirken, nicht ganz friktionsfrei, auch wenn es hier etwas gespielt ist, sie spielen eben gemeinsam. Wieviel Wissen ist dafür nötig, um so zusammenspielen zu können? Ist dafür Wissen nötig? ...

Die Frage, die ich mir stelle, ist: Wie kommt man auf die Idee, so unorthodox, unüblich zusammenzuwirken und dabei musikalisch eine wirklich gute Performance zu schaffen? Klar, diese Idee schießt darauf, gesehen zu werden. Sie erzählt uns aber mehr. Wie kommt man denn eigentlich auf Ideen, die jenseits des Üblichen, Gewohnten liegen? Wie erscheinen (Idee – Erscheinung) sie denn gerade in Organisationen, die allesamt sehr mit sich und ihrer Verwaltung beschäftigt sind und immer mehr werden? Wie müssen Räume beschaffen sein, um zu neuen Lösungen, zu Einfällen jenseits des Gesicherten, Erprobten und Routinierten zu kommen? Wie und wo erlaubt man denn eigentlich Kreativität? Wie

liefern wir uns dem Neuen aus? Und da könnte ich sie jetzt einfach fragen: Wann haben Sie denn Ideen? Wie geht das? Und wie lange müssen Sie duschen, um welche zu bekommen?

Keine(r) sagt: „Dann, wenn ich Ideen haben muss.“ Wenn ich auch anmerken will, dass Einsendeschlüsse – und wir sind jeden Tag damit konfrontiert – nicht nur Druck ausüben, sondern eben auch Sogwirkung haben können. Balduin Sulzer hat immer gesagt: „Wenn die Muse kommt, dann verjage ich sie sofort, denn sie hält mich nur vom Arbeiten ab.“

Es gibt Probleme, Herausforderungen, die kausal zu lösen sind, da es dafür erprobtes Wissen, Erfahrungen gibt. Wenn ich einen platten Reifen habe, dann weiß ich um das Reserverad und wechsele ich es, wenn ich es kann. Doch es gibt auch Probleme, Herausforderungen, die vielleicht noch nie oder nicht von mir gelöst wurden. Es gibt keine Entscheidung, keine Lösung aufgrund von Vorwissen. Dazu braucht man etwas anderes als Wissen oder es hilft gar nichts, wenn man etwas weiß. Es gibt Dinge, die man sich nur selbst beibringen kann!

Ich habe zwei kleine Töchter, die ältere hat im letzten Jahr Fahrrad fahren gelernt und ich tat dies, was vermutlich viele Väter tun. Man nimmt den Gepäckträger, läuft mit und ruft unablässig: „Du musst das Gleichgewicht halten!“ Nach wochenlangen Versuchen und Dutzenden Zurufen dieser Art fährt das Kind Rad. Und ich wusste, wenn man das Gleichgewicht hält, dann klappt es eines frühen oder späteren Tages und glaubte vielleicht noch, dass genau diese Ansage dazu geführt hat, dass die Tochter Fahrrad fährt – was natürlich kompletter Unsinn ist! Was soll man mit der Ansage, das Gleichgewicht zu halten, anfangen – etwa Winkelberechnungen anstellen? Man kann es sich letztlich nur selbst beibringen. Und Kinder sagen dann auch zurecht und oft: „Das habe ich mir selbst gelernt.“ Es ist eine Problemstellung, zu der es natürlich kollektives Wissen gibt, aber jede, jeder muss es individuell erobern und erfahren, um es zu können. Es ist keine Sache des Intellekts, des Wissens, es ist eine Sache des Körpers, des Könnens.

Ich kann als Vater vielleicht eine Atmosphäre des Zutrauens schaffen, ermuntern, zulassen. Ideen sind immer Ergebnisse von Körpergefühlen. Wenn ich wie fragen kann, dann handelt sich es um Wissen. Prozesse sind immer wissensbasiert. Wenn ich beispielsweise an die Cellisten im Video denke, heißt es nicht, dass jener, der am meisten weiß, der beste Spieler ist. Wissen kann helfen, vor allem hinsichtlich des Bewusstseins, darin steckt ja auch „wissen“. Wenn Sie wissen wollen, wie man beim Flirt am besten

ankommt, lesen Sie keinen Ratgeber, sondern suchen jemanden, der dies am besten kann. Die Frage ist, also: Wer?

Noch eine kleine Randbemerkung:

Meine Tochter sang im Alter von drei Jahren vorm Bettgehen das Lied von „Hänsel und Gretel“. Viel mehr, als dass die Tonhöhen sehr sauber waren, verwunderte mich ihre Textsicherheit über mehrere Strophen. Ich fragte sie, wo sie dieses Lied gelernt habe. „Im Kindergarten“, antwortete sie und merkte sogleich bestimmt an: „Ich habe es nicht gelernt, ich habe es mir gemerkt!“ Und führte weiter aus, dass man „erst in der Schule lernen muss“. Eine Erkenntnis, die sie wohl bei der Beobachtung ihrer älteren schul- und lernpflichtigen Cousinen gewonnen hat. Sie merkt sich dies einfach, weil sie Lust dazu hat. Lust ist ein Körpergefühl, möchte ich hier nur anmerken. Das im Kindergarten gestattet ist.

Wenn ich aber nach der Idee fragen will, muss ich fragen, wer dafür am ehesten geeignet und befragbar ist. Wer hat eine gute Idee? Es heißt, den Menschen zu finden, der das beste Gefühl dafür hat, die Entscheidung zu treffen. Und dies bitte nie in Meetings zu tun, da treten allerhand soziale Phänomene auf, auch das Phänomen der Überzeugung, Überzeugung durch Ermattung – und den HIPPO darf man auch nicht unterschätzen. Das ist die „Highest Paid Person's Opinion“, auf die sich letztlich immer alles ausrichtet. So ist der Mensch!

Und wenn wir schon bei den Menschen sind, auf die sich alle ausrichten, landen wir in meinem Feld, in dem des Orchesters und bei den Dirigenten und Dirigentinnen. Das *Bruckner Orchester Linz* hat mehr als 120 Musikerinnen und Musiker. Diese kommen aus aller Welt, aus mehr als 20 Nationen. Um ins Orchester zu kommen, muss man sich einem Probespiel stellen. Man bewirbt sich – wie vor kurzem 300 Personen für die zweite Flötenstelle, nur 40 werden eingeladen. Dann kommt es zu einem Auswahlverfahren über mehrere Runden. Um Objektivität zu gewährleisten, finden die ersten Runden hinter einem Vorhang statt und die Mobiltelefone werden abgesammelt. Die Vorspielenden aus aller Welt bekommen erst mit dem Verschwinden des Vorhangs Gesicht und Namen zurück. Sie waren nur über ihr Spiel hörbar. Geschlecht, Nationalität, Religion, sexuelle Orientierung oder sonst etwas spielen keine Rolle. Daher ist bei uns das Geschlechterverhältnis fast ausgeglichen. Faszinierend in diesem Zusammenhang ist es, ein Orchester als funktionierendes Gesellschaftsmodell zu betrachten. Es geht einzig um das Ereignis, um das Ereignis eines Kunstwerks, das natürlich eine gemeinsame Suche in den Partituren bedingt. Diese Suche lässt einen unverwechselbaren Dialekt, eine gemeinsame klingende Identität finden, die wiedererkennbar ist. Das höchste Ziel eines

Ensembles, dieses Organismus, ist Homogenität. Ein gemeinsames Klingen, wie wenn es ein großes Instrument wäre – und ich muss an den Film denken, den ich eingangs gezeigt habe. Wie geht das? Zum einen muss man festhalten, dass hochkarätige Expertinnen und Experten diesem Kollektiv angehören – aber eine Gruppe von IndividualistInnen macht noch kein Ganzes, schon gar nicht ein unverwechselbares aus. Dazu braucht es viel mehr. Dazu braucht es eine gemeinsame Ausrufung, ein gemeinsames Ziel, das sich nicht nur im täglichen Ereignen von Kunstwerken erschöpft, sondern eine ständige Befragung dessen, wer wir sind und wofür wir stehen, erfordert. Wir haben dies in ganz einfachen Sätzen ausformuliert, überprüfen es immer wieder; aber das ist Ihnen sicher nichts Neues. Eine wichtige Rolle beim Thema kommt dabei naturgemäß, dem Dirigenten, der Dirigentin zu und im Speziellen dem Chefdirigenten, der für einen großen Teil der Aufführungen am Pult steht und die Person ist, die künstlerisch die Richtung vorgibt und „im Tor steht“, wie es einer unserer Kapellmeister vor kurzem ausgedrückt hat. Das Bild ist gar nicht so schlecht, weil der Orchesterleiter immer wieder Dinge auffangen muss, klare koordinative Aufgaben hat, mitunter auch Verkehrspolizei spielen muss. Doch das wäre viel zu wenig, um dauerhaft Ereignisse zu schaffen – und um nichts anderes muss es in der Kunst gehen.

Wie kann es sein, dass ein Orchester über Nacht völlig anders klingt, weil eine andere Frau, ein anderer Mann seine Hände davor bewegt? Die Rolle des Dirigenten hat sich im Laufe der Zeit sehr gewandelt. Die Zeit der gefürchteten Dompteure ist längst vorbei, kein Kollektiv der Welt würde sich dies noch gefallen lassen. Ein wie am Spieß brüllender Toscanini, der in Tobsuchtsanfällen die Partitur nach MusikerInnen wirft, die sich dann noch dafür zu entschuldigen hatten. So konnte man früher Teams führen, manche versuchen dies heute noch in Ansätzen.

Bei Otto M. Zykan liest man:

Warum soll man nicht wollen, was man darf, nicht dürfen was man will!

Nicht wollen, was andere dürfen, nicht dürfen, was andere wollen!

Nicht wollen dürfen, was andere wollen sollen?

Nicht wollen sollen, was andere dürfen wollen?

Nicht wollen sollen dürfen, was andere, die wollen sollten, nicht wollen wollten!?

Warum nicht wollen, daß die anderen sollen!

Wenn es wahr ist, dass es wahr ist ...

Warum nicht wollen, daß die anderen sollen? Gute Frage, nicht?

Ein spannender Moment beim *Bruckner Orchester Linz* – und ich kenne das Orchester seit mindestens drei Jahrzehnten sehr gut – war der Chefdirigentenwechsel von Dennis Russell Davies zum jetzigen amtierenden Markus Poschner. 17 Jahre lang war Dennis Russell Davies Chef – und was für einer! Er öffnete das Orchester für neues Repertoire, führte es viel ins Ausland und tat auch als Kommunikator unglaublich viel für dieses Kollektiv. Ich habe phantastische Konzerte unter seiner Leitung gehört, er hat das Orchester wahrhaft weiterentwickelt und doch war es so, dass das *Bruckner Orchester Linz* in der ersten Probe unter Markus Poschner anders zu klingen begonnen hatte und ich begann zu analysieren, wie dies im konkreten Fall passierte. Dennis Russell Davies ist ein Dirigent, der sehr klare Vorstellungen hat, die Musikerinnen und Musiker haben ihm wortwörtlich auf Schlag zu folgen. Wenn beispielsweise ein Bläser bei einem Solo zu viel kreative Freiheit beanspruchte, bat er sanft und klar darum, ihm zu folgen. Das Kollektiv wusste dies über die Jahre und stellte sich so ein, dass es vor allem versuchte, ihm zu folgen, was immer wieder zu unglaublichen Musikereignissen führte. Ich denke an eine *Achte* Bruckner in New York, eine *Sechste* in Madrid ... Dann kommt ein fast 25 Jahre jüngerer Chefdirigent, sozialisiert als Jazzmusiker und aufgewachsen mit dem Drang, die Quellen aufs Gründlichste zu beforschen, wie es eben die Welle der historischen Aufführungspraxis der letzten Jahrzehnte mit sich brachte. Markus Poschner hat nicht weniger genaue Vorstellungen wie Dennis Russell Davies, er ist unerbittlicher Probierer, der keine Minute verschenkt, aber wenn er bemerkt (und er befördert dies auch sehr), dass eine Musikerin, ein Musiker bemerkenswerte Eigenkreativität entwickelt, gibt er dem Raum. Und ich erinnere mich an eines der ersten Konzerte. Markus Poschner dirigierte eine Mozartsinfonie dirigierte und gab phasenweise kaum Zeichen. Der Schrecken war den Musikerinnen und Musikern ins Gesicht geschrieben, sie konnten mit der Freiheit, selbst gerufen zu sein, wenig anfangen. Jahrelang wussten sie ganz genau, was zu tun war und da kommt einer, der ...

„Gegen Orientierung, Stabilität und Wissen – Unsicherheit und Staunen.“, schreibt der Künstler Eduardo Chillida an anderer Stelle. Das soll kein Aufruf zum Stiften von Unsicherheit sein, aber der Raum der Unsicherheit kann zu einem Raum der Freiheit werden, in dem sich ganz neue Qualitäten ausbreiten, wenn man die Verantwortung für den Raum übernimmt.

Um so einen Vorgang, eine Veränderung, Transformation stattfinden zu lassen, ist vor allem eines notwendig: Vertrauen. Vertrauen ist die wichtigste Währung, wie Markus Poschner immer wieder sagt, und dies gilt nicht nur für das Klangkollektiv, sondern vor allem auch für das Publikum. Begeisterung heißt Professionalität. Es geht darum, dass man bereit ist, das eigene Herzblut zu verschütten und zu investieren.

Markus Poschner: *„Dann kann ich es schaffen, das Vertrauen zu gewinnen. Das Orchester hat mitunter ein Stück schon viel öfter gespielt, als der Dirigent es dirigiert hat. Ich kann eine Entscheidung eines Kollegen akzeptieren, wenn er sie mit seinem ganzen Herzen bringt. Ich bin sofort bereit, ihm zu folgen und mein Konzept zu ändern. Ich glaube, man darf keine Angst davor haben, auch etwas an Verantwortung abzugeben. Ich kann unmöglich den ganzen Apparat selbst im Griff haben, ich bin darauf angewiesen, dass mir meine Musikerinnen und Musiker ihre Sicht der Dinge bereitstellen und das ist auch ganz in meinem Interesse, weil ich die Leidenschaft, die Obsession hören will. Ob es letztlich ein bisschen schneller oder langsamer ist, ist vollkommen zweitrangig. Ich darf als Leiter nie das große Ganze aus dem Blick haben – und ich trage auch die Verantwortung dafür, ob das noch meiner Interpretation entspricht.“*

Ich darf daran erinnern, dass im Zueinander-Gehören das Hören steckt. Hören ist eine aktive Sache! Insofern ist das, was ich von mir gebe, keinerlei Rezept, ich war schon als Lehrer davor gefeit, Rezepte zu verteilen, es soll viel eher eine Anstiftung dazu sein, vielleicht über das eine oder andere nachzudenken, es anzuschauen oder auszuhorchen. Ich will nichts weniger, als zur Anarchie aufrufen. Kühn, nicht? Aber wahre Anarchie heißt nicht, andere auf den Kopf zu stellen, sondern sich selbst. Ganz in dem Sinne, wie es Paul Valéry geschrieben hat: „Anarchist ist ein Beobachter, der das sieht, was er sieht, und nicht das, was man gemeinhin sieht. Und er denkt darüber nach.“ Die Frage, die immer allem voranstehen muss, ist die Frage, was wir beabsichtigen, das Warum.

Epilog aus: „Bekenntnis zum Mist“ von Norbert Trawöger

Fragen wir nicht immer gleich, was richtig und falsch ist.

Alles hat Bedeutung, wenn wir uns zuwenden.

Zuwendung heißt wahrnehmen.

Wir nehmen wahr, was wir für wahr nehmen.

Auch das Gegenteil kann wahr sein.

Stellen wir uns immer wieder auf den Kopf.

Geben und nehmen uns Zeit und täglich sieben Minuten oder ein Vielfaches davon, nicht weniger.

Erkunden wir den Unterschied zwischen sehen und schauen, hören und horchen, machen und tun.

Das Gefundene muss nicht das Gesuchte sein.

Entwickeln wir Strategien, Rituale, Vorgangsweisen jenseits der üblichen Pfade.

Überlisten wir uns.

Schauen wir uns mit geschlossenen Augen.

Es gibt Beziehungen zwischen allen Dingen, dazu braucht es keine gemeinsame Ursache.

Die Verursacher sind wir.

Nehmen wir uns noch mehr Zeit, bleibt dran bis zur Verzweiflung und lachen darüber.

Nehmen wir uns ernst, aber nicht zu sehr und lachen noch mehr über uns selbst.

Setzen wir uns aufs Spiel, um im Spiel zu bleiben. Machen wir uns Beine.

Nicht machen, tun und wieder tun und noch einmal tun.

Das Unerwartete trifft den Vorbereiteten.

Üben wir uns in gesunder Anarchie, auf das $\alpha\epsilon\gamma\alpha\lambda\sigma\iota\delta\omicron\chi\mu\epsilon$ nicht vergessen.

In Ermutigung steckt der Mut, auch der, sich und andere zu ermutigen.

Schenken wir uns Anlässe, um uns ganz streng in der Disziplin der Lust zu üben.

Fangen wir von vorne an, oder von hinten, aber fangt an. Täglich und nicht einmal.

Der Sprung macht die Erfahrung, nicht der Schritt, schrieb Heiner Müller.

Danke, dass Sie mir zugehört haben!

*„You don't look like a classical musician!“ meinte der belgische Journalist Philippe Manche über **Norbert Trawöger**, der aus einer Familie stammt, bei der schon Franz Schubert „höchst ungeniert“ zu Gast war. Der vielfältig gestaltende Musiker ist Künstlerischer Direktor des Bruckner Orchester Linz und Intendant des Kepler Salon. Trawöger lebt „genial-schräg“ (Zitat OÖN) in ständig verändernden künstlerischen Aggregatzuständen und meldet sich dabei immer wieder unruhig zu Gesellschaft, Kunst und Kultur zu Wort, spielt Flöte und mit seinen Kindern.*

www.meiNT.jetzt www.eNTe.me